



Loretta (Simbabwe)  
Wie eine Neubekehrte  
für sich gelernt hat, den  
Priestertumsbann einzuordnen



<https://www.faithisnotblind.org/home/loretta>

Als Bekehrte aus Simbabwe berichtet Loretta darüber, wie zwei Erfahrungen ihren Glauben an das wiederhergestellte Evangelium Jesu Christi begründet, herausgefordert und schließlich gestützt haben. Die erste Erfahrung machte sie als Bedienung in einem Restaurant und die zweite als Missionarin in England, als ein Straßenkontakt sie danach fragte, welche Gefühle sie über den vormaligen Umgang der Kirche mit Afrikanern hat, wovon sie nichts gewusst hatte. Loretta's Schock, als sie vom Priestertumsbann erfuhr, wurde von ihrem Missionspräsidenten liebevoll und verständnisvoll behandelt. Er erlaubte ihr, ihre Fragen zu erforschen und durchzuarbeiten. Aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen kann Loretta uns klugen Rat geben, wie man mit dieser schwierigen Frage umgehen kann.

Mehr lesen in *Glaube ist nicht blind*:

„[W]enn wir uns dafür entscheiden, dem Herrn einen Vertrauensvorschuss zu geben—(werden) unsere rechtschaffenen Wünsche uns ... helfen, ein *plausibles* Muster zu finden, zu verstehen und zu lehren, das bestimmte göttliche Weisungen unterstützt. ... Genau das hatte sein Missionspräsident für ihn getan: „In der Stunde meiner Not konnte er mir einen *Grund zu glauben* geben, als klare Antworten nicht sofort ersichtlich waren.“

(*Glaube ist nicht blind*, Kapitel 14, „Der Vertrauensvorschuss und wie man jenseits der Komplexität gelangt“)

## Transkript

**Glaube ist nicht blind:** Ich freue mich wirklich, mit Loretta sprechen zu können. Sie hat eine besondere, wichtige Geschichte. Zum Beginn bitte ich Sie, sich vorzustellen. Erzählen Sie uns, woher Sie kommen und welchen Hintergrund Sie haben.

**Loretta:** Ursprünglich komme ich aus Simbabwe. Ich wuchs in einer kleinen Familie auf. Sie bestand nur aus mir und meiner älteren Schwester, erzogen von einer alleinstehenden Mutter. Wir waren nicht sehr religiös. Der Rest der Familie war es, aber meiner Mutter war es wichtig, dass wir für alles mögliche offen waren, um zu lernen. Wir gingen nicht zur Kirche, aber meine Mutter vermittelte uns die üblichen moralischen Werte: gut zu anderen sein, nicht stehlen, nichts Böses tun, solche Sachen. Damit wuchs ich also auf. Wenn ich aber meine Großmutter und alle anderen in der Familie besuchte, dann kam ein wenig Religion in mein Leben. Denn die gingen sonntags immer in die Kirche. Wenn ich also bei dem Teil der Familie war, ging ich zur Kirche. Aber bei mir zu Hause gab es das nicht. So bin ich aufgewachsen.

**Glaube ist nicht blind:** Wie haben Sie die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gefunden?

**Loretta:** Ich war bei meiner Schwester und ihrem Mann. Sie lebten damals in Südafrika, weil er dort arbeitete. Und wir waren dabei, die Nachwirkungen des Todes meiner Mutter zu verarbeiten. Ich hatte mehr damit zu kämpfen als meine Schwester. Meine Schwester hatte das schon so gut wie hinter sich gelassen, doch ich hielt noch daran fest und deshalb riet sie mir, bei einer Verwandten aus der Familie ihres Mannes zu wohnen, die in Südafrika lebte. Diese Frau lebte in einer anderen Stadt. Da sie Kinder in meinem Alter hatte, wünschte meine Schwester für mich, Teil dieser Familie zu sein; denn in ihrem Haus gab es nur sie und ihren Mann—es gab da nicht viel für mich. Also besuchte ich diese Frau. Das war etwa ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter

und ich hatte nichts zu tun. Ich hatte keinen Job, ich ging nicht zur Schule. Ich trauerte einfach. Ich wollte mit nichts und niemandem etwas zu tun haben. Als ich dann dort war, bekam ich das Gefühl, dass ich mir eine Arbeit suchen sollte. Ich sollte mir einfach eine Arbeit suchen. Ich hatte überhaupt keine Papiere, um mich zu bewerben, doch wachte ich eines Morgens auf und dachte: „Okay, ich werde mir eine Arbeit suchen“. Ich hatte keine Ahnung, wo ich suchen sollte, also ging ich einfach die Straße entlang, und das ist gar nicht typisch für mich. Ich hatte Jeans an und ein T-Shirt und ging einfach umher und fragte, ob hier Leute eingestellt würden. Da dies ein Ort an der Küste war, gab es, wie in vielen Touristenorten, Restaurants und so was, und deshalb dachte ich mir, ich solle mal versuchen, einen Job als Serviererin zu finden. Das sollte einfacher und vermutlich nicht so anstrengend sein. Und ich erinnere mich daran, dass bei einem Restaurant ein Schild aushing, dass Personal gesucht wird. Also ging ich hinein und fragte den Manager, ob man mich einstellen würde. Und er sagte: „Ach, das tut mir leid. Das Schild hängt noch da, aber wir haben schon alle eingestellt, die wir brauchen. Lassen Sie einfach Ihre Bewerbungsunterlagen hier, damit wir Kontakt mit Ihnen aufnehmen können.“ Ich hatte aber keine Unterlagen, nicht einmal eine Handtasche. Also sagte ich einfach: „Nein, ist schon in Ordnung. Ich bewerbe mich wieder, wenn Sie wieder Leute suchen.“

Und ich erinnere mich daran, als ich das Gebäude verließ, dass ich wieder das Gefühl bekam: „Du musst zurückgehen und um den Arbeitsplatz bitten.“ Das war sehr eindeutig und ich wusste damals nicht, was das war, und dachte, es sei einfach ein penetrantes Gefühl. Warum soll ich zurückgehen, wenn ich das gar nicht will? Aber ich ging zurück und sagte dem Mann, ich kann wirklich hart arbeiten, habe aber nichts vorbereitet. „Ich habe keine Bewerbungsunterlagen für Sie, doch wenn Sie mich einstellen, kann ich mich beweisen.“ Er war skeptisch, denn er dachte wohl: „Du willst Arbeit, bist aber nicht so darauf vorbereitet, wie jeder das tun würde.“ Und dann sagt er: „Okay. Ich stelle Sie für die Abendschicht ein.“ Und das ist die geschäftigste Zeit für jenes Restaurant, weil es in Südafrika beliebt ist. „Und wenn Sie gut arbeiten, behalten wir Sie; doch wenn nicht, können Sie mir nicht vorwerfen, ich hätte es nicht versucht.“ Und dann erinnere ich mich daran, dass ich an dem Tag mit dem Gedanken nach Hause gegangen bin: „Okay, da muss ich mich drauf vorbereiten.“ Normalerweise wird eine Serviererin in der Küche angelernt und überall sonst, bevor man im Gästebereich arbeitet. Bei mir war das nicht so. Er sagte mir nur, ich solle am Morgen kommen, um die Speisekarte kennenzulernen und dann am Abend um zu arbeiten. Also ging ich am Morgen dorthin. Dann begann ich am Abend, dort zu arbeiten. Es war Donnerstagabend und das ist für das Restaurant ein geschäftiger Abend. Dort gibt es von 18-21 Uhr Pizza satt. Man kommt einfach hin, bestellt Pizza und kann unbegrenzt nachbestellen, bis die Zeit um ist. Und deshalb kommt jeder dahin. Es ist der geschäftigste Abend und natürlich war ich nervös. Ich erinnere mich daran, wie ich mit meinen Kollegen an der Tür gewartet und die Gäste bei ihrer Ankunft begrüßt habe. Ich dachte bei mir, dies sei vielleicht keine so gute Idee, weil ich ja gar nichts weiß. Ich kenne mich mit der Speisekarte nicht aus. Was, falls sie keine Pizza wollen, sondern was anderes?

Und dann kann ich mich noch daran erinnern, acht Leute aus ihren Autos aussteigen zu sehen, alle in weißem Hemd und schwarzer Hose. Und ich dachte, das ist sehr ungewöhnlich. Alle sahen sich sehr ähnlich und hatten schwarze Namensschilder; und ich sagte zu meiner Kollegin: „Das wird ein großer Tisch. Da sie alle gleich angezogen sind, müssen sie von irgendeiner Firma kommen, oder?“ Daraufhin schaute sie mich an und sagte: „Nein. Die willst du nicht bedienen.“ Und alle sagten: „Die Mormonen kommen“ und alle verschwanden. Also war ich die einzige an der Tür, denn a) wollte ich meinen Chef beeindrucken und b) musste ich sie bedienen und konnte gar nicht verstehen, warum alle verschwunden waren. Als ich sie durch die Tür kommen sah, hatte ich eine—ich will es nicht Vision nennen—aber irgendetwas erinnerte mich an meine Jugend in Simbabwe. Da hatte ich Menschen gesehen, die so angezogen waren, und daran musste ich denken, als ich an der Tür stand. Sie kamen mir irgendwie bekannt vor, als sie auf mich zu kamen und mich begrüßten. Ich wies ihnen ihren Platz zu und ging, um die Speisekarten für sie zu holen, und als ich wieder auf dem Weg zu ihnen war, kam wieder dieses Gefühl: „Frage sie, was sie machen.“ Und ich dachte: „Das werde ich nicht tun. Ich werde ihnen einfach die Speisekarte geben.“ Und das Gefühl war so stark, dass ich nichts anderes sagen konnte, als sie zu fragen, was sie tun. Ich kam also an ihren Tisch und fühlte mich ein bisschen überwältigt und sagte: „Okay, Leute. Hier sind die Speisekarten. Aber was für eine Arbeit tun Sie? Sie sehen alle gleich gekleidet aus.“

Auch eine ältere Frau war dabei—wohl Teil eines älteren Missionarsehepaars. „O ja, wir sind Missionare der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Wir sind nur zum Essen hier. Wollen Sie wissen, was wir tun?“ „Nein, nein, ich habe nur gefragt“, und dann eilte ich weg. Doch

dann erzählten sie mir den ganzen Abend lang alles, was sie so tun. Sie waren bis ins Detail genau und erzählten mir alles. Und ich hörte ihnen zu und lächelte, denn ich wurde von meinem Chef beobachtet und wollte ihn beeindrucken. Ich gab ihnen buchstäblich meine ungeteilte Aufmerksamkeit. Ich hörte zu und brachte ihnen Gläser und Wasser oder ähnliches und hörte ihnen dann einige Minuten lang bei allem zu, was sie mir mitteilten. Aber alles, was sie mir erzählten, hörte sich zu gut an, um wahr zu sein. Ich dachte: „So was gibt’s nicht. Es ist nicht normal, dass ein 14-jähriger Junge beten geht und dann sowas passiert.“ Das ist eine gute Geschichte, aber ich glaube sie nicht. Und zu der Zeit in meinem Leben hatte ich aufgrund des Todes meiner Mutter viele Fragen an Gott. Ich fragte ihn: „Warum musste sie sterben? Warum muss ich alleine aufwachsen? Sie war eine gute Frau; das hatte sie nicht verdient.“ Ich hatte all diese Fragen, wie „Werde ich sie je wiedersehen?“ Und diese Missionare sprachen nichts davon an. Deshalb dachte ich mir: „Wenn sie von einer Kirche kommen, sollten sie die Antwort auf dies alles haben, aber ich werde sie nicht fragen. Ich werde sie nur bedienen und dann können sie ihres Weges gehen.“ Bevor sie an dem Abend weggingen, gab mir einer der Elders, der mich später auch belehrte, sein Zeugnis über den Plan der Erlösung; und das hatte nichts mit dem zu tun, worüber wir vorher gesprochen hatten. Sie hatten mir nur von der Wiederherstellung und der Bibel und dieser Geschichte erzählt.

Aber er hatte das Gefühl, mir sein Zeugnis über den Plan der Erlösung geben zu sollen. Und sie hinterließen ihre Telefonnummer auf der Rechnung. Mir gefiel, was er gesagt hatte, und ich wollte mehr darüber erfahren. Also rief ich sie nach meiner Schicht an. Das war so gegen Mitternacht. Ich wusste nicht, dass man sie zu der Zeit nicht anrufen konnte. Ich erinnere mich daran, dass ich sie nach meiner Heimkehr angerufen habe: „Ich möchte mehr über das wissen, was Sie gesagt haben. Nicht alles andere, das Sie auch erwähnten, aber hierüber.“ Man konnte erkennen, dass sie sich freuten, auch wenn ihre Stimme schläfrig klang. Ich habe danach übrigens auch den Job bekommen.

**Glaube ist nicht blind:** Was von allem, was die Missionare Sie lehrten, half Ihnen am meisten zu erkennen, dass Sie sich taufen lassen sollten? Was half Ihnen, sich dafür zu entscheiden?

**Loretta:** Ich glaube, es waren zwei Dinge. Ich wollte mich schon immer ganz und gar in Religion vertiefen, wie ich das erlebt hatte, als ich mit meiner Großmutter zur Kirche ging. Mir gefielen alle ihre Belehrungen, aber dennoch mochte ich es nicht, weil alle in der Familie außer uns Methodisten waren. Sie lehrten wunderbare Wahrheiten, aber ich hatte das Gefühl, Gott sei ein unfassbares Wesen. Als ob man nicht mit ihm sprechen konnte. Ich konnte mit ihm nicht einfach über meine Gefühle sprechen. Es gab also diese Distanz, doch ich wünschte mir, wenn überhaupt, dann eine persönliche Beziehung zu jenem Wesen, das ich noch nicht kannte. Und zweitens gab meine Mutter mir vor ihrem Tod einen wichtigen Rat. Ich weiß nicht, ob sie wusste, dass sie gehen würde.

Ich weiß es nicht, aber sie sprach mit mir irgendwie über das Leben. Sie sagte: „Ich möchte, dass du dir eine gute Bildung aneignest. Ich möchte, dass du ein guter Mensch bleibst.“ Deshalb dachte ich, Religion könnte mir helfen. Ich war immer ein gutes Kind gewesen, dachte aber, Religion würde mir helfen, in diesen Werten beständiger zu sein. Als die Missionare also über einen 14-jährigen Jungen sprachen, der zu so etwas so sehr verpflichtet war, dachte ich: „Ich bin älter als Joseph Smith. Das kann ich auch.“ Also betete ich oder fing an zu beten und lernte, wie man betet, und lernte, wie man mit Gott spricht. Das half mir, daran zu glauben. Und auch der Plan der Erlösung. Ich glaube, dadurch wurde alles gefestigt. Als mir die Missionare die erste Lektion gaben, ging es nicht um die Wiederherstellung. Ich hatte ihnen nichts erzählt. Ich erzählte es ihnen erst, nachdem ich getauft war. Sie hatten davon keine Ahnung, fühlten aber: „Wir müssen mit ihr über den Plan der Erlösung sprechen.“ So begannen sie damit und das zog mich wirklich an, denn es ergab Sinn, ja, dass Menschen sterben, aber dass wir sie dennoch wiedersehen können. Es ist nicht wirklich das Ende. Mir gefällt der Gedanke, dass unser Leben hier nicht vergeblich ist. Wir können wieder miteinander vereint sein und das war das Tüpfelchen auf dem i.

**Glaube ist nicht blind:** Es ist für mich bemerkenswert, dass Sie das Gefühl hatten, eine uneingeschränkte, ewige Verpflichtung zu Gott in derselben Weise haben zu wollen, wie Sie das bei Joseph Smith spürten, damit Sie auf ewig mit Ihrer Mutter verbunden sein konnten, und da schließt sich der Kreis sehr schön. Es ist für mich auch bemerkenswert, dass die Vorstellung, sich ganz zu verpflichten und sich völlig in eine religiöse Beziehung zu Gott zu vertiefen, zu Ihrer

eigenen Mission führte. Beschreiben Sie uns, wie Sie zu der Entscheidung kamen, auf Mission zu gehen, und wohin Sie dann auf Mission gingen.

**Loretta:** Ich glaube, das war nach meiner Taufe, denn ich wurde schnell, nach ungefähr zwei Wochen, getauft. Ja, ich brauchte nicht lange. Ich wusste, dass es wahr ist. Doch sagten die Missionare: „Okay, wir müssen Ihnen noch etwas mehr erklären; bitte nicht so schnell.“ Und während sie mich belehrten, fragte ich sie: „Wissen das alle? Denn ich habe ja nichts davon gewusst. Gibt es Menschen auf der ganzen Welt, die dasselbe lehren? Es ist nicht allgemein bekannt, denn ich habe ja nichts davon gewusst. Es ist nicht so einfach, wie wenn man eine Zeitung kauft. Warum wird das nicht überall verkündet? Ich möchte Ihnen helfen, das zu verkünden.“ Ich fragte die Missionare nach ihrem Programm und wie ich das auch tun könne. Tun es nur die Männer? Kann ich das auch tun? Nach meiner Taufe begann ich, Missionsarbeit zu verstehen. Ich ging mit ihnen zu Belehrungen und lernte, wie man Menschen hilft; und mir gefiel der Gedanke, mich mit jemandem zu treffen, der keine Vorstellung von dem allen hat oder wenn er eine Vorstellung hat, nicht das große Bild sieht. Und dann die Änderung zu sehen—das faszinierte mich. Ich ging mit ihnen zu Belehrungen. Ich wollte das tun, weil es sich gut anfühlte, und deshalb entschied ich mich, auf Mission zu gehen. Alle aus meiner Familie waren überrascht und schockiert. Was machst du da? Denn ich hatte mich nie zu etwas wirklich verpflichtet, und nach dem Tod meiner Mutter interessierte mich eigentlich nicht mehr viel. Deshalb beunruhigte sie die Tatsache, dass ich mich jetzt für etwas einsetzte. „Vielleicht bist du unvernünftig oder machst gerade den Trauerprozess durch. Du musst dich nicht für irgendwas entscheiden.“ Doch ich sagte ihnen: „Ich möchte das tun und ich werde es tun—mit oder ohne eure Hilfe.“ Und ihre Reaktion war: „Also, du hörst uns einfach nicht zu. Deine Mutter ist nicht hier und deshalb meinst du, du kannst tun, was immer du willst. Da machen wir nicht mit. Wir werden dich in keiner Weise unterstützen.“ Und ich sagte: „Okay. In Ordnung.“ Und so begann ich einfach zu sparen und arbeitete. Ich arbeitete weiter als Serviererin. Ich fand einen weiteren Job in der Nähe in einem Hotel und das half. Ich hatte eine gute Gemeinde und dann ging ich, glaube ich, zwei Jahre nachdem ich mich der Kirche angeschlossen hatte, auf Mission. Ich diente in England in der Leeds Mission. Und ich wollte, dass jeder erfährt, was ich erfahren hatte. Genau das wollte ich tun.

**Glaube ist nicht blind:** Eine wunderbare Geschichte. Und wie bei den meisten wunderbaren Geschichten möchte man, dass der Held einen einfachen Weg hat und alles einfach schafft. Und es scheint mir bemerkenswert, dass Sie diese Konflikte erlebt und sie durchgearbeitet haben, weil Sie sich sicher waren, dass es wahr ist. Gab es auf Ihrer Mission eine Zeit, in der Sie sich nicht so sicher waren?

**Loretta:** Ja. Denn ich hatte das Gefühl, aus der Laune des Augenblicks gegangen zu sein, als ob ich auf einem fliegenden Teppich war, was der Geist meines Erachtens manchmal bei uns bewirken kann, und das ist sehr schön, kann aber nicht von Dauer sein. Und sollte es wahrscheinlich auch nicht. Ich erinnere mich daran, dass ich beim Unterricht durch die Elders Interesse an Kirchengeschichte hatte; da es aber so viel zu lernen gab, konnte ich nicht alles anschauen. Ich erinnere mich an eine Begebenheit zu Beginn meiner Mission. Ich war mit meiner Trainerin unterwegs und wir sprachen mit Leuten auf der Straße und da kam dieser Typ und sprach mit uns und wir setzten uns eine Zeit lang mit ihm hin und er sagte: „Gut. Ich habe eine Frage für Sie, Sisters.“ Ich: „Was denn?“, und dann sagte er—und dabei schaute er mich an: „Ich habe eine Frage für Sie. Sister, kommen Sie her.“ Und dann sagte er: „Wie können Sie von all dem überzeugt und dem so verpflichtet sein, was Sie mir mitteilen und mir sagen und doch wissen, dass diese Kirche Menschen, die so aussehen wie Sie und ich, nicht mag?“ „Was meint er eigentlich?“ Dann begann er, mir davon zu erzählen, dass Farbige nicht das Priestertum erhalten hatten, und das wusste ich damals nicht. Also hörte ich ihm zu, dachte aber bei mir: „Ich verstehe nicht, wovon er redet. Das ist Unsinn.“ Doch es ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich dachte immer wieder darüber nach; ich vermute, dass ich anfang, zwei und zwei zusammenzuzählen. Also, offensichtlich liebt Gott mich, also sollte jeder alles haben. Also rief ich am nächsten Tag meinen Missionspräsidenten an und erzählte ihm, womit ich konfrontiert worden war und dass ich nicht wusste, wie ich damit umgehen sollte; ich brauchte Antworten.

**Glaube ist nicht blind:** Wie sah es in Ihnen aus? So etwas zu entdecken, muss wie eine Bombe sein. Hatten Sie das Gefühl, man habe Ihnen diese Information bewusst vorenthalten?

**Loretta:** Mein erster Gedanke war: Man hat mich einfach nicht über alles belehrt, obwohl ich alles kennenlernen wollte. Und so dachte ich, man hätte mir einfach nicht alles gesagt. Gleichzeitig

kam mir der Gedanke in den Sinn, da ich mich ja schon mit Kirchengeschichte beschäftigte: „Wie konnte ich das übersehen? Oder bin ich noch nicht so weit gekommen?“ Und so dachte ich: „Das ist alles sehr belastend und ich möchte wissen, wie ich damit umgehen soll.“ Und deshalb rief ich wohl meinen Missionspräsidenten an.

**Glaube ist nicht blind:** Ein bemerkenswerter Ansatz, zumindest den Versuch zu machen, dieser Neuigkeit mit einem Vertrauensvorschuss zu begegnen. Was hat Ihr Missionspräsident Ihnen gesagt?

**Loretta:** Er sagte: „Wenn Sie möchten, können Sie das erforschen.“ Er schlug mir vor, an meinem P-Day auf [lds.org](http://lds.org) zu gehen, falls ich das wollte, oder mich damit nach meiner Heimkehr zu befassen.

**Glaube ist nicht blind:** Hat er Ihnen deutlich gemacht, dass es Information darüber gibt? Ich finde es bemerkenswert, dass er Ihnen empfohlen hat, das zu erforschen.

**Loretta:** Er sagte: „Nichts davon wird geheim gehalten.“ Weil ich ihm gesagt hatte, dass ich nicht begreifen konnte, wieso ich davon noch nie gehört hatte. Aber jemand auf der Straße wusste davon. Und er sagte zu mir: „Es gibt vieles aus der Kirchengeschichte, das von Führern der Kirche zusammengetragen worden ist, was Sie online finden können. Und hier kann man es finden. Sie mögen das noch nicht entdeckt haben, aber es ist da und Sie können das gerne durcharbeiten. Dabei werden Sie lernen, wie Sie anderen Menschen helfen können, denen Sie auf Ihrer Mission begegnen.“ Danach entschied ich mich, darüber zu beten; denn ich habe für mich ein bestimmtes Muster, wie ich mit so etwas umgehe. Zunächst gehe ich zu einem Führer oder einem Bischof. Damals war es ja der Missionspräsident. Und dann bete ich darüber und entscheide mich. Als ich darüber betete, war die Antwort: „Du brauchst Dich im Moment nicht damit beschäftigen. Du kannst Dich nach deiner Heimkehr damit befassen. Es wird für Dich kein Problem mehr sein.“

**Glaube ist nicht blind:** Wie haben Sie diese Antwort erhalten, wo Sie doch so verwirrt waren? Ich glaube, dass Verwirrung oder ein Missverständnis oder irgendwelche negativen Gefühle uns davon abhalten, mit Gott zu sprechen. Ihr persönliches Muster finde ich interessant, weil man es immer wieder bei Ihrer ganzen Bekehrungsgeschichte erkennen kann—diese Verbindung zu Gott. Wie konnten Sie eine offene Verbindung mit Gott haben, so dass Sie ihn bitten und auch eine Antwort erhalten konnten, obwohl Sie vielleicht einige negative Gefühle hatten—was unter solchen Umständen verständlich gewesen wäre—aber wie haben Sie diese Antwort von ihm erhalten?

**Loretta:** Nachdem ich Mitglied der Kirche geworden war, hat mich die Generalkonferenz fasziniert. Ich begann schon vor meiner Mitgliedschaft, alle Ansprachen der Generalkonferenzen zu lesen. Ich wurde 2010 getauft und begann in den Siebzigerjahren. Von da an las ich jede Generalkonferenz. Und weil die Generalkonferenz mich so faszinierte, konnte ich aus etlichen Ansprachen lernen, mit dieser Frage umzugehen. Ich erinnere mich an eine Ansprache, ich glaube von Präsident Boyd K. Packer, und ich hatte die Eingebung, diese Ansprache zu lesen. Darin wurde eine Schriftstelle aus dem Ersten Nephi zitiert. Und Nephi wurde von einem Engel gefragt: „Kennst du die Herablassung Gottes?“, und er sagte: „Ich kenne nicht die Bedeutung von allem, aber ich weiß, dass Gott seine Kinder liebt.“ Und ich befand mich genau an diesem Punkt, wo ich nicht die Bedeutung von allem wusste, aber bedeutete das, dass Gott mich nicht liebt? Nein, er liebt mich; und deshalb war diese Schriftstelle wohl das, was ich in diesem Moment brauchte; und das war meine Antwort: Ich werde nicht für jeden Menschen, dem ich auf meiner Mission begegne, Antworten haben. Ich werde mit Fragen konfrontiert werden. Vielleicht habe ich Antworten, aber vielleicht auch nicht. Aber was diese Menschen wissen müssen ist, dass Gott sie liebt—unabhängig von jedweder Frage, die sie haben mögen. Und so ging ich dann auch vor.

**Glaube ist nicht blind:** So haben Sie also diese Ansprache auf Mission gelesen und danach gespürt, dass Gottes Liebe das Wichtigste ist, und das fühlen Sie auch jetzt noch. Wie ging es dann mit Ihrer Mission weiter? Gab es andere, ähnliche Hindernisse oder half Ihnen das für den Rest Ihrer Mission?

**Loretta:** Es half mir auf meiner Mission. Zunächst hatte ich nicht verstanden, weshalb ich nach England berufen worden war. Das ergab für mich keinen Sinn, weil ich ja nach Afrika wollte. Aber aus irgendeinem Grund fühlten sich während meiner Zeit in England alle Farbigen zu mir

hingezogen. Ich musste nicht aktiv Menschen suchen. Sie sahen mich einfach mit meinem Namensschild die Straße entlanggehen und sagten: „Ich muss mit ihr sprechen.“ Immer sagten sie zu mir: „Wir wussten nicht, dass es in dieser Kirche Farbige gibt.“ Also: „Woher stammen Sie? Wer sind Sie? Woher kommen Sie?“ Und dann erzählte ich ihnen, dass es da, wo ich herkam, so viele Mitglieder gab. Ich erinnere mich an diesen Typ aus der Gemeinde—er kam aus dem Kongo —und sie waren weniger aktiv. Und dann gab es da noch eine andere Familie—keine Mitglieder— wir klopfen einfach bei ihnen an. Alle diese Leute fragten mich und waren überrascht, zum einen, weil sie von dieser Kirche gehört hatten, aber nicht wussten, dass es dort für sie einen Platz gab. Und ich war der eine Beweis für sie, dass es dort für uns einen Platz gibt. Denn sie kann ja nicht ohne Grund für 18 Monate hier sein. Es gab also viele Leute, zu denen ich mich hingezogen fühlte und sie waren zu mir hingezogen, und ich würde immer davon Zeugnis geben, dass man auf etwas stoßen kann, was man nicht versteht. Man muss verstehen lernen, warum man etwas tut, aber am Ende des Tages ist Gott derjenige, der dich liebt. Er ist der Architekt all dessen, was uns umgibt. Das allein sollte dir helfen, dabeizubleiben.

**Glaube ist nicht blind:** Haben einige dieser Menschen Sie spezifisch auf das Priestertum angesprochen?

**Loretta:** Eine Person sprach mit mir und stellte mir diese Frage, weil sie nicht verstand, weshalb ich blieb. Sie waren weniger aktiv und fragten sich: „Warum sind Sie immer noch dabei, selbst wenn Sie wissen, dass dies gegen Ihr Volk gerichtet ist?“ Na ja, ich denke, Menschen sind nicht vollkommen. Gott arbeitet mit unvollkommenen Menschen, und weil er mit unvollkommenen Menschen arbeitet, machen Menschen Erfahrungen, die ihnen entweder helfen oder an denen sie scheitern. Und ihre Entscheidungen sind nicht Gottes Entscheidungen. Wir können uns nur Gottes Willen unterwerfen, nicht unserem eigenen. Aus welchem Grund auch immer—jene Entscheidung gehört der Vergangenheit an. Das ist jetzt kein Problem. Denn damals trafen sie ihre Entscheidungen, die zu jener Zeit nötig waren. Aber ich treffe jetzt diese Entscheidung. Und das sollte mir helfen.

**Glaube ist nicht blind:** Sie behielten also die Kontrolle über Ihre Entscheidungen und ließen zu, dass Ihre Beziehung zu Gott allein Ihre Beziehung zu Gott war. Wie lange sind Sie schon wieder zu Hause?

**Loretta:** Schon eine ganze Weile. Ich kam im September 2014 zurück—vor beinahe 5 Jahren.

**Glaube ist nicht blind:** Es beeindruckt mich so, dass Ihre Beziehung zu Gott eigentlich all Ihre Entscheidungen bestimmt hat. Ich meine, selbst bevor Ihnen klar wurde, dass es Gottes Liebe für Sie und Ihre Liebe für ihn war, die Sie drängte. Wie haben Sie das seit Ihrer Heimkehr bei Schwierigkeiten immer wieder angewandt? Wie würden Sie anderen Menschen empfehlen, das auch zu tun? Manchmal scheint es mir schwierig zu sein, wenn unsere Erwartungen sich nicht erfüllen oder wenn wir innerhalb und außerhalb der Kirche Konflikte haben. Wie stellen Sie sicher, dass die Liebe Gottes Sie motiviert und vorwärtsdrängt? Was würden Sie anderen Menschen raten, wie sie das auch tun können?

**Loretta:** Ich denke, dass für mich persönlich Probleme oder Zweifel oder Fragen auftauchen, wenn man im Leben neue Erfahrungen macht. Entweder eine Prüfung oder eine neue Umgebung, irgendetwas, das die Situation verändert. Als ich auf Mission ging, wusste ich, dass ich weggehen und wiederkommen würde. Das war immer in meinem Hinterkopf—ganz gleich was hier passiert, ich werde wieder zu Hause sein. Alles ist in Ordnung. Dann aber kam ich nach Amerika und ich wusste nicht, wann ich nach Hause kommen würde. Momentan bin ich mir überhaupt nicht sicher. Ich bin wie ein Fisch ohne Wasser. Und als ich hierher kam, musste ich deshalb spirituell viel kämpfen, denn hier ist alles so anders, als ich es gewöhnt bin, und es fühlte sich so an, als ob meine Identität in Frage gestellt wurde. Also, wer bin ich und woher komme ich—in der Art. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit meinem Pfahlpräsidenten zu Hause, wir redeten oft miteinander. Er sagte: „Na ja, als Sie auf Mission gegangen sind, war es zu einem Zweck—das Evangelium zu verkündigen und dann heimzukehren. Hier sind Sie für Ihre Ausbildung, das ist was anderes. Technisch ist es keine Mission, aber irgendwie doch, weil Sie hier sind, um sich weiterzubilden, aber auch, um anderen zu helfen. Nutzen Sie doch dieselbe Energie und dieselbe Motivation, die Sie auf Mission hatten, und wenden Sie sie hier an. Und das ist nicht leicht, weil Sie wissen, dass Sie keine Missionarin sind, doch sollten Sie damit beginnen, wie eine zu denken. Als erstes, dass Sie die Menschen lieben, denen Sie dienen und dann, dass man das nicht

miteinander vergleichen kann. Zu Hause benutzten wir eine bestimmte Sorte Geld und in England benutzt man das Pfund. Was ist das? Das kann man nicht vergleichen, also: Wieso habe ich amerikanische Dollar? Sie sind jetzt hier. Dies ist Ihr Zuhause, also sollten Sie lernen, diese Menschen zu lieben, von denen Sie umgeben sind.“ Ich antwortete: „Okay. Das kann ich machen. Das ist kein Problem.“

Also begann ich, entsprechend zu handeln, und ich entschied mich, im Tempel zu arbeiten, weil ich meinte, auf diese Weise vielen Menschen ohne Missionsarbeit oder so dienen zu können. Also begann ich als Tempelarbeiter zu dienen. Mir wurde vieles beigebracht und mir wurde klar, dass Menschen bei ihren inneren Kämpfen manchmal die Suppe nicht auslöffeln, also sich ihren Herausforderungen nicht stellen wollen. Ich habe keine Angst vor Prüfungen. Ich mag sie nicht, habe aber keine Angst vor ihnen, weil ich schon so manches erlebt habe. Also alles was kommt—her damit. Es macht mir nichts aus. Ich habe keine Angst und der Satan weiß, dass Loretta keine Angst hat, und deshalb versucht er, einfache Dinge zu finden, um mich abzulenken. Für mich war es der Ansatz, gleichgültig zu werden. Ich werde zur Kirche gehen. Ich werde alles tun, was ich zu tun habe, aber ich bin nicht engagiert. Ich bin nur körperlich in der Abendmahlsversammlung anwesend, aber nicht wirklich da. Nichts. Nichts wird aufgenommen. Nichts kommt dabei heraus. Und das war meine Prüfung. Ich war einfach nur da. Wenn ich aber zum Tempel gehe, kann ich ganz da sein. Aber alles andere ist mir egal. Ich bin am falschen Platz. Ich denke, dass sich das so anfühlt, wenn Menschen gleichgültig werden. Wir machen alles automatisch. Wir sind nicht richtig involviert. Wenn jemand mit etwas kämpft, muss er nicht weniger aktiv sein oder aufhören, zur Kirche zu gehen. Wir alle können gemeinsam in der Kirche sitzen und alle anwesend sein, aber wir sind nicht wirklich da. Wir sind nicht im Alltag mit dem beschäftigt, was wir eigentlich tun sollten. Und deshalb gefiel mir dieses Gefühl nicht. Ich dachte bei mir: „Das macht mir keine Freude und das bin nicht ich.“

Also entschloss ich mich, mit meinem Bischof zu sprechen, und erklärte ihm: „Ich habe meine Schriften nicht gelesen und auch nicht gebetet. Was können wir tun?“ Und er sagte: „So sieht das aber nicht aus, wenn Sie zur Kirche kommen.“ Und ich: „Genau das ist das Problem, Bischof. Sie sehen es nicht. Wissen Sie, jeder, der dasitzt, könnte mit etwas kämpfen, aber Sie können das nicht sehen.“ Wir tun, was von uns erwartet wird. Ich komme zur Kirche, bin aber nicht wirklich da. Und ich bin die Einzige, die genügend Mut hat, Ihnen zu sagen, was ich gerade durchmache. Es mag Millionen in dieser Gemeinde geben, die das Gleiche erleben, und ich glaube, Sie müssen Wege finden, um uns zu helfen. Es geht nicht nur um Ausländer; jeder braucht solche Führung.“ Ich möchte die Führer der Kirche stärken. Wenn überhaupt, dann können sie meine Wegweiser auf dem Pfad zurück zu meinem Vater im Himmel sein. Also machte ich das und als ich anfing, diese Grundsätze anzuwenden—nämlich, diejenige zu sein, die sich entschied, zur Kirche zu gehen, und zwar nicht, um gesehen zu werden—sondern um da zu sein, weil ich Jesus Christus und den Vater im Himmel mehr liebe als alles andere. Mit dem Gedanken will ich zur Kirche gehen. Und so begann es einfach.

**Glaube ist nicht blind:** Es ist bemerkenswert, dass Sie sich zur Kirche hingezogen fühlten, weil Sie den Wunsch hatten, sich uneingeschränkt zu verpflichten. Und diese Verpflichtung half Ihnen, in Ihren Kämpfen dabei zu bleiben. Letztendlich erkannten Sie, wenn man uneingeschränkt dabei sein will, muss man auch innerlich dabei sein, nicht nur äußerlich. Manchmal glauben wir, dass wir die Liebe Gottes immer fühlen können, unabhängig von unserem Verhalten, aber Sie zeigen die Verbindung zwischen Selbstverpflichtung und Mitwirken und der Fähigkeit, die Liebe Gottes zu fühlen. Die Liebe ist immer vorhanden, um sie aber zu fühlen, muss man sich verpflichten und aktiv mitwirken. Und manchmal besteht unser Mitwirken einfach darin, Gott in unseren Kämpfen einen Vertrauensvorschuss zu geben. Zum Schluss bitte ich Sie, noch eines zu beschreiben. Wenn Sie die Liebe Gottes fühlen—und die scheint Sie anzutreiben—wie fühlt sich das an?

**Loretta:** Bei mir zeigt sie sich, weil ich von Natur aus ein fröhlicher Mensch bin. Wenn ich durch jemanden oder irgendwas wirklich verärgert bin, bin ich nicht glücklich. Und wenn ich nicht glücklich bin, kann man das sehen. Ich kann das nicht verbergen, denn ich bin von Natur aus fröhlich. Und wenn ich nicht so bin, fällt es anderen auf. Ich muss gar nichts sagen. Sie sehen es, auch wenn ich versuche, es zu verbergen. Menschen spüren es irgendwie, wenn mit Loretta etwas nicht stimmt. Und deshalb denke ich, dass die Liebe, die ich vom Vater im Himmel empfangen, sich darin zeigt, wie ich andere Menschen behandle und ihnen diene—wie ich mich um meine Freunde kümmere oder meine Familie. Seitdem ich mich der Kirche angeschlossen habe, bete ich darum, dass man die Liebe, die der Vater im Himmel für mich hat, daran erkennen kann, wie ich anderen helfe. Wenn ich jemandem helfe, möchte ich, dass sie den Vater im Himmel

fühlen können, nicht mich. Und auf diese Weise weiß ich, dass ich die Liebe des Vaters im Himmel spüren kann—wenn ich anderen gerne helfe, wenn ich eifrig bestrebt bin, auf alle mögliche Art und Weise Liebe zu zeigen. Und wenn ich zum Tempel gehe. Ich liebe es, in den Tempel zu gehen. Es ist der einzige Ort, wo nichts anderes Bedeutung hat—unabhängig von dem, was passiert. Ich bin glücklich und fühle mich geliebt—jedes Mal, wenn ich dort bin. Der Vater im Himmel achtet darauf, mich das jedes Mal, wenn ich hingehere, spüren zu lassen „Ich liebe dich“ und „Du bist wichtig“. Deshalb möchte ich den Tempel niemals verlassen.

**Glaube ist nicht blind:** Und das zeigt, wie wichtig es ist, dass Sie diese Selbstverpflichtung niemals aufgeben—nämlich, um dort sein zu können, wo Sie diese Liebe fühlen können. Danke, dass Sie uns Ihre Geschichte erzählt haben; das ist eine besondere Geschichte und Sie sind ein besonderer Mensch. Danke, dass Sie uns ein Beispiel gezeigt haben und mit anderen das Evangelium teilen. Ganz herzlichen Dank.